

Nr. 82. **Bromberg, den 16. Oktober** **1923.**

Andrea Delfin.

Novelle aus Venedig von **Paul Heyse.**

(3. Fortsetzung.)

Ich bin es müde, sagte sie heftig, mir von Euch Befehle geben zu lassen. Dieser Tag hat mir gezeigt, daß ich darüber zugrunde gehe, früh oder spät, wenn ich auf Euch Vertrauen setze und mir einbilde, daß all meine Aufopferung in Eurem Interesse mir je gedankt werde, ja, mich auch nur vor den schnödesten Beleidigungen und Kränkungen schützen würde. Ich brauche Euch nicht, ich will nichts von Euch, es ist alles aus zwischen mir und dieser hohen Regierung, die Freund und Feind gleich rücksichtslos beiseite wirft.

Nur schade, warf er ein, daß man Euch noch braucht, von Euch noch etwas will, und daß es daher fürs erste zwischen uns noch nicht aus sein kann. Ihr begreift, Leonora, daß es seine Bedenken hätte, Euch, die Mitwisserin so vieler Geheimnisse der Republik, in fremde Länder reisen zu lassen, wo Ihr bald einmal von der allgemeinen Sucht der Zeit befallen werden könntet, Eure Memoiren zu schreiben. Venedig und Ihr sind unzertrennlich, und Ihr habt genug Proben einer hohen, über Weiberlaune erhabenen Klugheit gegeben, als daß es noch vieler Umschweife bedürfte, Euch wieder zu versöhnen.

Ich will nichts von Versöhnung hören! rief sie leidenschaftlich, und Tränen traten ihr wieder ins Auge. Was nützte es auch, es zu wollen? Ich tauge zu nichts, ich bin unfähig, nur den einfältigsten Gedanken zu fassen, wenn ich meinen armen Gritti nicht habe.

Ihr sollt ihn haben, Leonora. Aber noch nicht gleich, da seine plötzliche Rückkehr unseren Plan kreuzen würde.

Und wie lange soll ich mich gedulden? fragte sie, ihn flehentlich ansehend.

Es hängt von Euch ab, erwiderte er. Wie lange braucht Ihr, um einen jungen Mann zu Euren Füßen zu sehen, der bisher im Ruf eines Tugendhelden stand?

Ein Zug von Neugier und Interesse trat auf ihrem Gesicht hervor, das noch eben ganz Schmerz und Verzweiflung gewesen war. Von wem redet Ihr? fragte sie.

Von jenem Deutschen, der mit Gritti befreundet war, dem Sekretär des Wiener Ministers. Ihr kennt ihn?

Ich habe ihn bei der letzten Regatta gesehen. Gritti zeigte mir ihn.

Er ist die Eins vor der Null seines Gebieters. Wir haben Ursache, zu glauben, daß er sich im stillen einen starken Anhang unter unseren Gegnern zu werben und die Verstimmung, die Querinis Handel zurückgelassen hat, zugunsten seines Souveräns auszubeuten sucht. Er ist ungewöhnlich verschlagen. Von den vier Beobachtern, die wir unter den eigenen Leuten des Gesandten in unseren Sold genommen haben, hat noch keiner die geringsten Beweise in unsere Hand geliefert. Die Inquisitoren setzen ihr ganzes Vertrauen in Euch, Leonora, daß Ihr den Schlüssel zu diesem wohlverriegelten Geist finden werdet, wie es Euch schon manchmal geglückt ist. Dies war nicht zu hoffen, solange Gritti dazwischen stand. Seine Verbannung ebnet den Weg und gibt zugleich den Anlaß einer Annäherung an den unzugänglichen Menschen, dem die Freundin seines Freundes jetzt, da ihr den Verlorenen gemeinsam betrauert, größere Teilnahme einflößen muß als früher. Das übrige überlasse ich der Macht Eurer Reize, die niemals unwiderstehlicher waren, als wo sie auf Widerstand stießen.

Sie überlegte eine Weile. Ihre Stirn hellte sich auf, ihre Augen gewannen einen kühnen, stolzen Ausdruck, ihr schöner voller Mund öffnete sich halb und ein nachdenkliches Lächeln irrte über die Lippen. Ihr versprecht, sagte sie endlich, daß Gritti sofort zurückgerufen wird, sobald ich den anderen Euch überliefert habe?

Wir versprechen es.

So soll es nicht lange dauern, bis ich Euch an die Erfüllung Eures Wortes mahne.

Sie stand auf und warf das Tuch fort, das sie über Tag naß geweint hatte. Andrea konnte aus seinem Versteck ihren Gang das Zimmer auf und ab nur eine Strecke weit verfolgen, da die Spalte zu schmal war, um den ganzen Raum zu übersehen. Er bewunderte die königliche Haltung der Gestalt, während sie, wie in Gedanken an neue Siege, langsam über den Teppich des Gemaches hinwandelte, das Auge groß aufgeschlagen, das Haar zurückschüttelnd von den weißen Schläfen. Es durchzuckte ihn seltsam, als ihr Blick, der gegenstandslos in der Höhe herumschweifte, an ihm vorüberglitt. Unwillkürlich fuhr er zusammen, als wäre es möglich gewesen, daß sie ihn entdeckte.

Der Mann im Lehnstuhl unten stand auf, schien aber seinerseits blind für ihren Zauber, denn im ruhigsten Geschäftston fuhr er fort: Der Nuntius ist in der letzten Zeit seltener in Euer Haus gekommen. Ihr waret zu offen mit Euren weltlichen Neigungen, besonders das Spiel hat sich hier zu breit gemacht. Es wäre uns lieb, wenn Ihr wieder einige geistliche Bedürfnisse empfändet und den regen Verkehr mit der Eminenz von neuem anknüpftet. Die Beziehungen der Papalisten zu Frankreich werden seit einiger Zeit beunruhigend.

Ihr könnt auf mich rechnen, erwiderte sie.

Noch eins Leonora. Die Summe, die wir Euch noch schulden für das Abendessen des Candiano . . .

Sie stand wie von einer Schlange gebissen still und verfärbte sich plötzlich. Bei allen Heiligen, sagte sie, schweigt davon, erwähnt es nie wieder, und den Rest des Geldes gebt an die Kirche, daß sie Messen lese für seine Seele und — für meine. Wenn der Name genannt wird, ist mir's jedesmal wie eine Posaune des jüngsten Gerichts.

Ihr seid ein Kind, sagte der andere. Die Verantwortlichkeit für jenes Nachtmahl gehört uns, nicht Euch. Er war ein Verbrecher, und nur seine Verbindungen und sein Ansehen machten es uns zur Pflicht, die Strafe geheim zu vollziehen. Er ist ruhig in seinem Bett gestorben, und niemand hat je sagen können, daß er aus Eurem Hause den Tod davongetragen habe. Oder ist Euch dergleichen zu Ohren gekommen?

Sie zitterte und sah zu Boden. Nein, sagte sie. Aber in der Nacht wache ich auf von einer Stimme, die es mir zuraunt. O! Nur das hätte ich nicht tun sollen, nur das nicht!

Es ist eine Anwandlung, Leonora; Ihr werdet sie besiegen. Das Geld — wie ich Euch noch sagen wollte — liegt bei Marchesi für Euch bereit. Gute Nacht, Gräfin. Ich sehe, daß ich Euch lange aufgehalten habe. Schlaft wohl und laßt morgen die Sonne Eurer Schönheit unbewölkt aufgehen über Gerechten und Ungerechten. Gute Nacht, Leonora!

Er verbeugte sich leicht vor ihr und ging auf die Tür zu. Nur flüchtig konnte Andrea im letzten Moment seine Züge sehen. Sie waren kalt, aber nicht hart, eine Gesicht ohne Seele und Leidenschaften, nur der Ausdruck eines

mächtigen Willens herrschte auf Stirn und Brauen. Er band eine Maske vor und warf den schwarzen Mantel, den er am Eingange abgelegt hatte, um die Schulter. Dann verließ er, ohne ihren Abschied abzuwarten, das Gemach.

In demselben Augenblick hörte Andrea die Stimme des Mädchens unten im Saal, die ihn leise herunterrief. Er gehorchte, nachdem er einen letzten Blick auf das schöne Weib geworfen, das immer noch regungslos mitten im Zimmer stand und dem Fortgegangenen tiefsinnig nachsah. Wie ein vom Schlage Getroffener stieg er schwankend von der Estrade herab und folgte, ohne ein Wort zu sprechen, dem voranhuschenden Mädchen. In ihrer Kammer brannte wieder Licht, der Wein stand noch auf dem Tischchen am Fenster und nichts schien die Fortsetzung des unterbrochenen Spiels zu hindern. Aber auf dem Gesicht des Mannes lag ein unheimlicher Schatten, der selbst den Leichtsinn Smeraldinas verschüchterte und sie von dieser Nacht nichts mehr hoffen ließ.

Ihr seht aus, sagte sie, als hättet Ihr Gespenster gesehen. Kommt, trinkt ein Glas Wein und erzählt mir, was es gab. Es lief ja ruhiger ab als wir fürchteten.

O gewiß, sagte er mit erzwungener Kälte. Man will deiner Herrin sehr wohl, und es ist sogar Aussicht, daß du deinen rückständigen Lohn nächstens ausbezahlt erhältst. Im übrigen sprachen sie so leise, daß ich wenig verstand, und jetzt bin ich vor allen Dingen totmüde von dem unbequemen Knien auf den harten Brettern. Nächstens tue ich deinem Wein eine bessere Ehre an, gutes Kind. Aber heute muß ich schlafen.

Ihr habt mir noch nicht einmal gesagt, ob Ihr sie so schön findet wie die anderen Leute, sagte das Mädchen und versuchte zu schmollen über ihren undankbaren, einsilbigen Freund.

Schön wie ein Engel oder eine Teufelin, murmelte er zwischen den Zähnen. Ich danke dir, Madamigella, daß du mir dazu geholfen hast, sie zu sehen. Ein anderes Mal bleibe ich fein bei dir, da ich heute meine Neugier hinlänglich gebüßt habe. Gute Nacht!

Er schwang sich auf den Sims und betrat das Brett, das sie mißmutig wieder über den Abgrund geschoben hatte. Als er droben stand, sah er den Kanal hinunter, in dessen Tiefe eben das Licht in der Gondel verschwand. Gute Nacht! rief er noch einmal zurück und stieg dann vorsichtig in sein Zimmer hinunter, während Smeraldina die Brücke abbrach und sich vergebens bemühte, das seltsame Betragen des Fremden, seine Armut, seine Freigebigkeit, sein graues Haar und seine Abenteuersucht miteinander zu reimen.

Eine Woche verging, ohne daß die Eroberung, die Smeraldina an ihrem Nachbar gemacht zu haben glaubte, sich sonderlich befestigte. Nur einmal ließ sie ihn, nachdem sie den Pförtner auf ihre Seite gebracht hatte, bei Nacht in der Maske zur Tür herein, führte ihn nach dem Wasserpförtchen und bestieg mit ihm die Gondel, die er selbst mit langsamen Ruderstößen durch das dunkle Labyrinth hindurchtrieb, um endlich auf dem großen Kanal eine Stunde lang im Freien hinzugleiten. Er war trotz der guten Gelegenheit auch diesmal nicht eben zärtlicher Laune, während sie beständig schwatzte und durch Erzählungen aus der großen Welt, in der die Gräfin ihre Rolle spielte, ihn zu belustigen suchte. Er erfuhr, daß seit wenigen Tagen der österreichische Gesandtschaftssekretär lange Besuche bei ihrer Herrin zu machen pflege, wo beide ohne Zweifel sich berieten, wie es anzufangen sei, daß die Verbannung des jungen Gritti zurückgenommen würde. Die Gräfin sei besserer Laune als je und habe sie reich beschenkt. Andrea schien dies alles nur mit halbem Ohr zu vernehmen und sich einzig der Lenkung der Gondel zu widmen. Es war also dem Mädchen selbst nicht unlieb, als ihr schweigsamer Gefährte umwendete und auf dem kürzesten Wege nach Hause fuhr. Geräuschlos trieb er das schmale Fahrzeug nahe an den Pfahl heran, legte, nachdem sie ausgestiegen waren, die Kette herum und bat sich den Schlüssel aus, um sie festzuschließen. Sie gab ihn und war schon in der Tür, als er ihr nachrief, daß ihm in der Hast der kleine Schlüssel aus der Hand geglitten und in den Kanal gefallen sei. Es war ihr selbst verdrießlich; aber mit ihrer gewöhnlichen Leichtherzigkeit tröstete sie ihren Freund, daß wohl noch ein zweiter Schlüssel sich im Hause finden werde, und er konnte diesmal nicht umhin, mit einem flüchtigen Kuß auf ihre Wange Abschied zu nehmen, als sie ihn um Mitternacht durch die Hauptpforte des Palastes entließ.

Seiner Wirtin, der Frau Giovanna, sagte er am anderen Morgen, daß es viel Arbeit bei seinem Brotherrn gegeben habe, so daß man die Nacht hätte zu Hilfe nehmen müssen. Dies war das einzige Mal, daß er den Hausschlüssel brauchte. Gewöhnlich kam er schon gegen die Dämmerung heim, genoß nur Brot und Wein und löschte früh das Licht, so daß die gute Frau ihn in der Nachbarschaft als ein Muster des Fleißes und unsträflichen Wandels pries. Nur das eine beklagte sie, daß er sich nicht schone und bei seinen Jahren gar kein erlaubtes Vergnügen genieße, wodurch er sich aufheitern und sein Leben verlängern würde. Marietta war bei solchen Reden still und sah in ihren Schoß. Sie sang nicht mehr, sobald der Fremde in seinem Zimmer war, und schien überhaupt, seitdem er gekommen, sich mehr Gedanken gemacht zu haben als sonst in einem Jahre.

Am Morgen des zweiten Sonntag, den Andrea im Hause der Witwe erlebte, trat die Frau hastig mit verstörtem Gesicht und in vollem Staat, wie sie aus der Messe zurückkehrte, in sein Zimmer. Er saß am Tisch, noch nicht völlig angekleidet, und las in einem seiner Gebetbücher. Sein Gesicht war bleicher als sonst, aber sein Blick ruhig, und es schien, als ob er ungern in seiner Andacht gestört würde.

Sitzt Ihr noch still im Zimmer, Herr Andrea, rief sie ihm entgegen, und ganz Venedig ist auf den Beinen? Eilt und kleidet Euch an und geht selbst auf die Straße hinaus, wo Ihr soviel entsetzte Menschengesichter sehen könnt wie Körner in der Mühle. Heiliger Jesus! daß ich das noch erleben muß, und dachte, es könne nichts mehr in Venedig geschehen, worüber ich staunte!

Wovon redet Ihr, gute Frau? sagte er mit gleichgültigem Ton und legte das Buch aus der Hand.

Sie warf sich auf einen Stuhl und schien sehr erschöpft. Bis an die Piazetta bin ich fortgeschoben worden, fing sie wieder an, und sah die Herren vom Großen Rat zu Haufen die Riesentreppe im Hofe des Dogenpalastes hinaufsteigen und die Trauerfahne wehen aus dem Fenster der Prokurazien. Werdet Ihr es glauben? Heute nacht zwischen Elf und Mitternacht hat man den vornehmsten von den drei Staatsinquisitoren, den edeln Herrn Lorenzo Venier, auf der Schwelle seines Hauses ermordet.

War er schon ein alter Mann? fragte Andrea ruhig.

Misericordia! Wie Ihr auch sprecht! Als wäre er nur in seinem Bett gestorben. Aber Ihr seid freilich kein Venetianer und könnt es nicht verstehen, was es heißt: ein Inquisitor ermordet, einer vom Tribunal. Es ist mehr als wenn es ein Doge wäre, von denen mancher nicht mit rechten Dingen um sich kam, denn das Tribunal hat die Macht und der Doge das Kleid. Was aber das entsetzlichste ist: auf dem Dolch, den sie in der Wunde gefunden haben, steht eingegraben: „Tod allen Inquisitoren"; allen! versteht Ihr wohl, Herr Andrea? Das ist nicht, wie wenn ein Wicht von einem Bravo gedungen wird, einen einzelnen aus der Luft zu schaffen, weil er einem anderen im Wege steht bei Liebschaft, Ämtern oder sonst. Das ist ein politischer Mord, sagte mein Nachbar, der Spezial, und dahinter steckt eine Verschwörung und Helfershelfer und der Angelo Querini mit seinem Anhang. Er rieb sich die Hände, als er das sagte, aber mir zitterte das Herz im Leibe, denn ich will nicht sagen, was ich denke, aber ich weiß, mit der bösen Tat ist's wie mit den Kirschen, schüttelt man eine herunter, so fallen zwanzig nach, und dieses Blut wird viel Blut kosten.

Hat man denn keine Spur des Mörders, Frau Giovanna? Wozu nützen dem Tribunal die Hunderte von Spionen, die es bezahlt?

Nicht einen Schatten einer Spur, antwortete die Witwe. Es war eine dunkle Nacht, die Bora wehte, und auf dem großen Kanal, an dem sein Palast steht, war es leer von Gondeln. Da kam er allein durch eine Seitengasse nach Hause, und da traf ihn die unsichtbare Hand, und er lebte nur so lange, bis er mit seinem letzten Stöhnen den Pförtner herausgeschreckt hatte. Da war die Gasse totenstill und niemand zu erblicken. Ich aber weiß, was ich weiß, Herr Andrea. Soll ich es Euch sagen? Ihr seid rechtschaffen und brav und werdet es nirgend weiter umhersagen und mich nicht in neues Elend bringen: Ich kenne die Hand, die dieses Blut vergoß.

Er sah sie fest an. Redet, sagte er, wenn es Euch erleichtert. Ich verrate Euch nicht.

Habt Ihr keine Ahnung? sagte sie, indem sie aufstand und dicht neben ihn hintrat: Hab' ich Euch nicht gesagt, daß mancher lebt und nicht wiederkommt, und mancher tot ist und doch wiederkommt? Wißt Ihr's nun? Er hat es ihnen nicht vergessen, daß sie sein Weib und Kind unter die Bleidächer geschleppt und gemartert haben. Aber, um Gottes willen, kein Wort davon über Eure Lippen! Wenn es sein Geist getan hätte, die Lebendigen müßten es büßen.

Und was habt Ihr für Anlaß zu Eurem Glauben?

Sie sah sich im Zimmer unheimlich um. Wißt, flüsterte sie, es war nicht geheuer im Hause diese Nacht. An den Wänden hört' ich es hinauf- und hinabhuschen, wie Gespensterschritte, ich lag im Bett und horchte, und es rauschte da unten heimlich über den Kanal und klirrte an Eurem Fenster, und durch das Gäßchen nebenan schwirrte es von aufgescheuchtem Getier bis lange nach Mitternacht. Erst mit dem Glockenschlage Eins ward Ruhe; ich weiß wohl.

wer sie gestört hat. Er kam, nachdem er es getan, um uns zu grüßen, da wir ja keinen Abschied genommen haben.

Das Haupt war ihm auf die Brust gesunken. Jetzt stand er auf und sagte, daß er selbst ausgehen wolle, um sich zu erkundigen. Er habe, wie sie ja wisse, sich früh niedergelegt und besonders fest geschlafen, so daß er von allem Spuk nicht gestört worden sei. Übrigens möge sie es für sich behalten, denn allerdings sei es gefährlich, von einem solchen Verbrechen auch nur eine gespenstische Mitwissenschaft erhalten zu haben. — Darauf zog er sich eilig an und ging in die Stadt hinaus.

Es war ein Wogen und Treiben auf den Gassen, wie man es selbst bei hohen Festen der Republik nicht gewohnt war. Lautlos bewegten sich aus der inneren Stadt hastige Züge von Neugierigen durch die engen Straßen fort nach dem Markusplatze zu, und wer sich nicht anschloß, stand wenigstens draußen an der Tür seines Hauses und wechselte mit vorbeieilenden Bekannten beredte Zeichen und Blicke. Man sah es diesen Menschen an, daß etwas Unerhörtes und Furchtbares sie zugleich aufgeregt und betäubt hatte, daß sie alle planlos dem allgemeinen Zuge folgten, begierig, das Ereignis vor allem mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen. Niemand redete laut, niemand lachte, pfiff oder seufzte auch nur vernehmlich; es war, als fühlten diese ehrsamen Bürger die Pfähle wanken, auf denen die Lagunenstadt gegründet ward.

In scheinbar nachlässiger Haltung schritt Andrea unter dem Volk hin, den Hut tief über die Augen gedrückt, die Hände auf den Rücken gelegt. Nun trat er auf den Markusplatz hinaus, wo in unzähligen Gruppen alle Stände durcheinander gemischt unter dem reinen Sommerhimmel sich geschart hatten, während unter den Hallen der Prokurazien der Strom weiterfloß, der Piazetta zu, bis draußen an das breite Becken des Kanals, das von den beiden Säulen beherrscht wird. Der alte Dogenpalast stieg majestätisch über dem Gewühl empor. Man sah hinter den Bogenfenstern und in den Arkaden Waffen blinken, und ein Trupp Soldaten hatte am Eingang Posto gefaßt, Spalier bildend und jedem die Wehr vorhaltend, der, ohne zum Großen Rat zu gehören, in das Innere Einlaß suchte. Denn oben in der weiten Halle, deren Wände mit den Großtaten der Republik ausgemalt sind, saß die Blüte des Adels in geheimer Beratung beisammen, und die Menge, die unten scheu vor den schweren Pfeilern des alten Baues vorüberwallte, schien ungeduldig das Ergebnis dieser Sitzung abzuwarten; so oft ein Nobile sich am Fenster blicken ließ, entstand ein Murmeln und Deuten und Hinaufstarren, als werde jeden Augenblick das Urteil über den unentdeckten Frevler vom Balkon herab verkündigt werden.

Auch Andrea, der das lange Viereck das Platzes einsam durchmessen hatte, näherte sich jetzt dem Dogenpalast und warf im Vorbeigehen einen Blick in die Kirche von San Marco, wo er Kopf an Kopf bis zu den Pforten hinaus die Menschen stehen und der Predigt lauschen sah. Dann bahnte er sich mühsam einen Weg nach den beiden Säulen und stand in düsteren Gedanken am Kai der Piazetta, vor sich die wimmelnde Menge der schwarzen Gondeln, deren stählerne, gezahnte Schnäbel bei jeder Wendung ihre Sonnenblitze über die Wellen warfen. Auch die Riva degli Schiavoni, die zu seiner Linken lag, war dicht gedrängt von erwartungsvollen Menschen. Über dem Turban des Türken tauchte das rote griechische Fes, die malerische Mütze der Schiffer von Chioggia, der dreieckige Hut und die gepuderte Perücke auf, und man hörte gleicherweise die verschiedensten Zungen durcheinanderschwirren, während vom Wasser herauf die eintönigen Anrufe der Gondoliere auch dem Blinden sagten, daß der große Kanal Venedigs zu seinen Füßen floß.

Eine offene Gondel, von zwei Dienern in reicher goldgestickter Livree gerudert, flog vorüber; eine Dame lag nachlässig auf den breiten Polstern, das Haupt in die Hand gestützt. Das Feuer eines großen Diamantringes spielte aus dem rötlichen Glanz ihrer Haare hervor; ihre Augen ruhten auf dem Gesicht eines jungen Mannes, der ihr gegenüber saß und eifrig zu ihr sprach. Sie hob jetzt den Kopf und musterte mit einem stolzen Blick das Menschengewoge droben auf der Piazetta. Das ist die blonde Gräfin, hörte Andrea im Volke sagen; er hatte sie längst erkannt. Zusammenfahrend, wie wenn schon ihr Anblick Verderben brächte, wandte er sich ab. Da sah er in ein bekanntes Gesicht, das ihm vertraulich zunickte. Samuele stand hinter ihm.

Seid Ihr auch einmal unter Menschen, Herr Delfin? raunte ihm der Jude mit seiner dünnen Stimme zu. Vergebens habe ich Euer Gnaden all die Tage her wieder zu begegnen gesucht. Ihr lebt eingezogener als eine Frau in den Wochen. Wenn Ihr wollt mitgehen, wohin mich meine Geschäfte rufen, so hätt ich Euch zu sagen, was Ihr vielleicht gern hört. Kommt! Was steht Ihr hier, wie die anderen Narren, die da glauben, im Großen Rat würde das Heil der Republik zur Welt gebracht? Die Ratten im Schiff machen es nicht flott, wenn es aufgefahren ist. Die wahren Lotsen haben jetzt besseres zu tun, als zu schwatzen. Aber gehen wir von hier fort, ich habe Eile, und in der Gondel reden wir bequemer.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

Durch die Stille dröhnt ein schweres Schreiten. Gott geht durch den Herbst, und es horcht der Raum auf, horcht die Zeit. Schweigen und Einsamkeit klingen. Gott umloht in der Mittagsstunde der rotgoldene Mantel der Pracht, gewirkt aus ewigem Geheimnis, blitzdurchzuckt von den Funken der Sonne. Und aus seinen Falten greift des Sämanns Hand dauernden Lebenssamen, haucht ihn an und gibt ihm Werdekraft durch seinen Willen, Jahr um Jahr, Herbst um Herbst. Wo der Gottwanderer schreitet, schweben Sehnsuchtsstäubchen auf, dichter und dichter, ballen sich zu Wolken und durchdringen das All. Gottvater, der Sämann, schreitet durch den Herbst. Peladan.

*

Ist der Herbst Ende oder Anfang? Weder Ende noch Anfang, er steht wirkend im Ring der Zeiten. Denke dir den Winter als Diamant, den Frühling als Smaragd, den Sommer als Saphir und den Herbst als Rubin in einen Ring gefaßt und drehe ihn, so kommen immer wieder dieselben Steine. Der Herbst erntet, aber er sät auch.

A. Bornholm.

Ein Erntefest.

Es war ein stürmischer Herbsttag. Über die Felder brauste und heulte der Wind und wirbelte den Staub von der Landstraße auf. Die Sonne hatte sich hinter düsteren, grauen Wolken versteckt, die vom Winde gepeitscht wurden. Doch gegen Mittag legte sich der Sturm. In strahlender Schönheit stand die Sonne am wolkenlosen, blauen Himmel und schien die ganze Atmosphäre in durchsichtige, zarte Schleier flüssigen Goldes zu tauchen.

Am Nachmittag sammelten sich die Gutsleute und Dorfbewohner von Seethal (Jeziorki, Kr. Wirsitz) vor dem Hause der Vorharkerin, und alsdann ordnete sich der Zug. Voran die Zigeunerkapelle, gefolgt von einem mit Blumengirlanden geschmückten Esel, auf dem ein kleines Mädchen saß. Dann folgte ein Blumenbogen, unter dem von der Vorharkerin und ihrer Gefährtin zwei Erntekronen getragen wurden. Hinter ihnen gingen weißgekleidete Mädchen mit bänder- und grüngeschmückten Harken, Kränzen und Sträußen. Ein Ponnywagen reihte sich an, der mit Ähren- und Blumenbogen geschmückt war, und um dessen Räder sich Blumenkränze wanden. Diesem Gefährt, aus dem zwei Tiroler Buben hervorlachten, schlossen sich die übrigen Dorfbewohner an.

Die Musik begann zu spielen und der festliche Zug setzte sich in Bewegung. Vor dem Gutshause angekommen, trat die Musik zur Seite und ließ die Mädchen vortreten. Sie sangen den Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" Nach dem Gesange sprach die Vorharkerin das Gedicht: „Macht auf, macht auf die gold'ne Tür!" Danach spielte die Musik einen flotten Tanz und die Mädchen mit den blumengeschmückten Harken tanzten. Nach dem Tanze traten sie in ihre Reihe zurück, und alle stimmten das Lied an: „Nie zciem ziemi skąd na śród!"

Beim Anstimmen des Liedes trat die Vorharkerin mit der Erntekrone vor die Gutsfrau und sagte folgenden Spruch:

„Guten Tag und gutes Glück
Alle Stunde und Augenblick.
Ich komme herein getreten mit dem Erntekranz,
Er hat einen herrlichen Glanz,
Er ist nicht aus Disteln und Dorn',
Sondern aus reinem Korn.
Wir haben gebunden durch Disteln und Dornen,
Wir haben geharkt über Berg und Tal,
Wir haben gesungen und gebunden
In allen fröhlichen Stunden.
Hätte der Herr mehr gesät,
So hätten die Männer mehr gemäht.
Hätten wir mehr gefunden,
So hätten wir mehr gebunden.
Wir wünschen der gnädigen Frau einen gedeckten Tisch,
An allen vier Ecken einen gebratenen Fisch.
Bier zum Trunk,
Musik zum Sprung,
Es muß schallen und knallen
Und der gnädigen Frau recht wohlgefallen."

Jetzt sangen die Mädchen den Choral: „Lobet den Herrn, wir loben den Herrn!“ Die Vorharkerin aber, die inzwischen überall ihren Wunsch angebracht hatte, überreichte die Erntekrone. Dann spielte die Musik, und der Gutsherr eröffnete mit der Vorharkerin den Tanz. Nach ein paar Tänzen ordnete sich wieder der Zug, und es ging zum festlich geschmückten Speicher. Unterdessen erhielt die Dorfjugend Kuchen und Kakao, und auch die Älteren wurden aufs beste bewirtet. Bald ließen sie den Tanz in seine Rechte treten, und erst am frühen Morgen fand das Fest seinen Abschluß. Edith Schilakowski.

Milliarden.

Von Boleslaw Raczyński.

Dem Krakauer „Naprzód“ entnehmen wir folgende Plauderei:

Kürzlich traf mich ein Kollege, der Finanzbeamter ist, sprach von allerhand Verdrießlichkeiten (welcher Mensch hat heute keine?) und vertraute mir dabei auch einen Verdruß in seinem Beruf an.

„Ich suche eine Rechenmaschine“,*) sagte er, „und kann keine finden.“

„Aber es gibt doch eine ganze Menge Läden und Bureaus“, sagte ich, „die solche Apparate führen. Ich habe doch selbst in der und der Straße welche gesehen.“

„Nein, mein Lieber,“ unterbrach mich mein Kollege. „Ich brauche einen Apparat, der bis 999 Milliarden rechnet, denn so wird jetzt bei uns gerechnet . . . und solche Maschinen gibt es nicht.“

„Es gibt“, fuhr er fort, „bescheidenere, Nachkriegsmaschinen für Millionen und lächerliche für Tausende, Friedensware . . . Vor dem Kriege kamen Milliardenziffern bei den Astronomen vor in sphärischen Berechnungen, Millionen in den Budgets der Großmächte, an Milliarden dachten gewöhnliche Sterbliche niemals. — Denk dir mal, der Statthalter von Galizien bezog ein Gehalt von 12 000 Kronen jährlich, also in zehn Jahren 120 000 Kronen, das sind in hundert Jahren 1 200 000 Kronen. Wenn wir also annehmen, du wärst seit Christi Geburt Statthalter von Galizien gewesen, sagen wir rund 2000 Jahre, so hättest du 24 Millionen Kronen ausgegeben. Und bitte, denk mal daran, was du für tausend Kronen monatlich vor dem Kriege haben konntest. Gibt es heute einen Schieber, der sich das leisten kann, was du damals für tausend Gold-Kronen hattest?“

„Angenommen,“ setzte mein Kollege mir weiter auseinander, „du wärest seit Christi Geburt Kaiser und hättest für deine Person 120 000 Kronen jährlich ausgegeben. In 2000 Jahren hättest du 240 Millionen ausgegeben und könntest auf einer Vorkriegs-Rechenmaschine vor dem jüngsten Gericht Rechnung ablegen, wenn man nach einem 2000-jährigen Lenz deines Lebens von dir Rechenschaft forderte. Wie werden wir „drüben“ rechnen? Es muß doch wohl jeder dort Rechenschaft ablegen.“

Aus dem Polnischen von W. Chr.

---

*) Anmerkung: In Kongreßpolen und Galizien verwendet man in den Bureaus zur Erleichterung der Rechnungsbeamten Rechenmaschinen. Diese Sitte bürgert sich jetzt auch in unserem Teilgebiet ein.

Aus Mark Twains Setzerlehrlingszeit.

Mark Twain, der berühmte amerikanische Humorist, der seine Laufbahn als Lehrling bei einer kleinen Zeitung begonnen hatte, gab bei einem Bankett eine äußerst lustige Schilderung dieser Lehrlingszeit, eine Schilderung, die, wie so manches von ihm, in keiner Ausgabe seiner Werke zu finden ist. Jene scherzhafte Tischrede, bei der Feier eines typographischen Vereins gehalten, war so charakteristisch, daß es sich lohnt, sie der Vergessenheit zu entreißen.

„Es mag sein“, so sagte Mark Twain, „daß der Drucker von heute ein anderer ist als in meiner Jugend. Den kannte ich sehr wohl. Ich machte Feuer für ihn an den Wintermorgen; ich brachte ihm Wasser von der Dorfpumpe; ich fegte seinen Arbeitsraum; ich mußte am Samstag das Papier feuchten und es am Sonntag wenden; denn damals wußte man noch nichts von einer Einstellung der Arbeit am Sonntag. Ich wusch die Walzen; ich wusch die Formen; ich schnitt und falzte Papier. Und das fertige Blatt trug ich in dem Nest umher, als Zielscheibe der Straßenjungen und Straßenköter. Von den letzteren hatte ich immer eine ganze Meute hinter mir. Ich wünschte, ich hätte einen Dollar für jeden Hundebiß an mir. Ich machte Streifbänder für die Post. Das ging noch. Denn als das Geschäft gut war, hatten wir hundert Stadtabonnenten und 350 auf dem Lande. Die Stadtabonnenten zahlten das Abonnement mit Kolonialwaren und Widerwillen, die Landabonnenten mit Kohlköpfen und Klafterholz — wenn sie überhaupt bezahlten, was nur manchmal vorkam. Dann aber machten wir die Tatsache im Blatte bekannt und verhalfen den Leuten dadurch zu hohem Ansehen. Taten wir's nicht, dann bezahlte überhaupt niemand. Unsere Kritik und Meinung richtete sich natürlich immer nach dem Inseratenteil, und so kamen wir eigentlich nie zu einem abgeklärten Urteil. Wir hatten einen Abonnenten, der bar bezahlte; dafür machte uns der aber auch die meiste Arbeit. Unser politischer Teil mußte nach seiner Flöte tanzen, und unsere Religion wechselten wir für ihn viermal in fünf Jahren. Wenn wir jemals zu widersprechen wagten, drohte er, sein Abonnement aufzugeben, und das wäre gleichbedeutend mit Bankrott gewesen. Der schreckliche Mensch schrieb immer Leitartikel von anderthalb Seiten Länge, mit einer Überschrift in den fettesten Lettern, die wir hatten, „Junius“ oder „Veritas“ oder „Vox populi“. Er wußte freilich nicht, was das bedeutet, er konnte die Worte nicht einmal richtig aussprechen. Kaum hatten wir dann den langatmigen Artikel gesetzt, so kam der Autor gestürzt: Er habe seine Gedanken geändert. Es war dies natürlich nur eine rhetorische Phrase; denn ich habe nie Gedanken bei ihm bemerkt. Wir mußten dann den Artikel vollständig neu setzen. Um aber die Satzkosten des alten nicht zu verlieren, überließen wir den ersten Satz einem Winkelblatt in der Nachbarschaft. Das ging zwar einmal an einem solchen entsetzlichen Artikel zugrunde, aber wir waren gerettet! Es mag sein, daß heute die Zeitungen besser sind; jedenfalls waren sie damals, als ich Setzerlehrling war, nicht so aufregend.“

▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Stiefel mußt sterben . . .** „Stiefel mußt sterben, bist noch so jung, jung, jung!“ Dieses altbeliebte Studentenlied, das in weiten Kreisen gesungen wird, ist seinem „tieferen Sinne“ nach so dunkel, daß man es in die Klasse des „höheren Blödsinns“ eingereiht hat. Die Entstehung des Liedes hat aber eine sehr ernste Veranlassung, wie in „Über Land und Meer“ mitgeteilt wird. Zu Luthers Zeiten lebte in der Nähe von Wittenberg ein Pfarrer Stiefel, der 1533 den Weltuntergang voraussagte. Er wußte seine Bauern von dem Eintreffen des jüngsten Gerichts an einem bestimmten Tag so zu überzeugen, daß sie all ihr Hab und Gut vergeudeten. Als aber an dem vorausgesagten Tage der Weltuntergang nicht eintraf, wurden sie gegen ihren Pfarrer aufgebracht, ergriffen ihn und führten ihn gebunden nach Wittenberg, wo sie verlangten, daß er hingerichtet werde. Aus diesem Anlaß, der in Wittenberg viel Aufsehen erregte, dichtete ein Student das Lied vom „Stiefel mußt sterben“, das seine Beliebtheit bis auf unsere Tage erhalten hat.

*

* **Eine wohltätige Bauersfrau.** Nach München kam vor einigen Tagen ein Bauernbursch aus der Gegend von Donauwörth und kaufte auf dem Lebensmittelmarkt hundert Semmeln, sammelte um sich arme Kinder und verteilte an jedes Kind ein Ei und eine Semmel im Auftrage seiner Mutter, die von der Not der Großstadtkinder gehört und ihren Jungen nach München geschickt hatte.

Kleine Rundschau-Ecke



* **Vorsicht ist die Mutter . . .** Eine meiner Patientinnen ist an Halsweh erkrankt und darf nach acht Tagen zum erstenmal aufstehen. Ich bin selbst anwesend, und da es kalt, der Schlafrock der Dame aber ausgeschnitten ist, sage ich: „Gnädige müssen aber etwas um den Hals nehmen.“ Worauf die Dame: „Ach natürlich, das hätte ich vergessen!“ — und . . . ihr Korallenhalsband umlegt.

*

* **Zerstreut.** Gattin: „Unsere Henne legt nicht mehr; man muß sie schlachten!“ — Professor: „Glaubst du, daß das helfen wird?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.